

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 6 (1950)
Heft: 7-8

Artikel: Klopstock's Besuch in Zürich
Autor: Mast, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Klopstocks Besuch in Zürich

(1750/51)

Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Zürich am 19. März 1950

von Dr. Hans Mast, Winterthur

Die gegenwärtige Stunde ist in unserm Kreise insofern eine Gedenk-
stunde, als sie ein Ereignis zu würdigen hat, das sich heuer zum
200. Male jährt: Dieses Ereignis ist Klopstocks Zürcher Aufenthalt,
der vom 21. Juli 1750 bis 14. Februar 1751 dauerte. Abgesehen vom
literarischen Ertrag dieser sieben Monate, der in einer berühmten Ode,
einem Huldigungsgedicht, in der wenig umfangreichen Fortsetzung des
„Messias“ und — in der schönen Zürcher Idylle Robert Faesis besteht,
ist der Zürcher Aufenthalt Klopstocks an sich schon denkwürdig, weil
er etwas Wesentliches über die Stellung aussagt, welche die Schweiz
und insbesondere Zürich damals im europäischen Geistesleben einnah-
men; denn für die Gäste, für Klopstock, Wieland, Goethe und manch
andere, war Zürich nicht irgendeine schweizerische Stadt, sondern die
Stätte, an der für das deutsche Sprachgebiet eine neue Auffassung vom
Wesen der Dichtung zum erstenmal verkündet worden war. Es war die
Stätte, nach der die jüngern Dichter Deutschlands ein paar Jahrzehnte
lang blickten, weil sie von hier aus die Bestätigung ihres neuen Dich-
tens empfangen, das zu den bisherigen Überlieferungen im Gegensatz
stand.

Daß sich diese Stätte gerade in der Schweiz befand, hängt wohl
mit dem regen Gedankenaustausch zusammen, der seit den Refugianten-
zeiten des 16. Jahrhunderts in Gang gekommen war und Beziehungen
besonders auch mit den Ländern der Aufklärung, mit Frankreich und
England, geschaffen hatte. Ein Beat Ludwig von Muralt mit seinen
„Briefen über die Engländer und Franzosen“ ist ein denkwürdiger Aus-
druck dieses schweizerischen Mitteltums. Während die europäische Kon-
versation freilich sehr viel Unvorteilhaftes über schweizerische Lebensart
oder eher Lebensunart feststellt, dürfte demgegenüber immerhin auf den
ungewöhnlichen Reichtum an gebildeten Persönlichkeiten hingewiesen
werden. Von Zürich heißt es im Jahre 1776: „Es werden in Europa
wenig Städte von gleicher Größe seyn, in welchen seit 50 Jahren so

viele Männer von Verdienst und Genie sich hervorgethan haben." Und 1747 schreibt Joh. Gg. Sulzer aus Berlin: „Es ist kaum zu glauben, wie wenig Menschen in diesem Lande lesen. — Es sind in Zürich gewiß zehen lesende und denkende Köpfe gegen einen in diesen Gegenden." Und nach einer Angabe Gagliardis berichtet Wilhelm Heinse, daß in Zürich, einer Stadt von 10000 Einwohnern, 800 Autoren lebten: „Es sind ihrer wirklich zu viel: die Leute wissen nicht, wo mit ihrem Wissen hinaus.“

Zu einer solchen Regsamkeit des Geistes, die nicht nur Überliefertes warm hielt, sondern schließlich zu Erkenntnissen vordrang, die eine Epoche kennzeichnen, hat der Zürcher Johann Jakob Bodmer am meisten beigetragen. Bodmer regte sprachliche, volkskundliche und bibliographische Sammlungen an, veröffentlichte Quellschriften, beteiligte sich am Verlag Drell & Co., der nach Goethes Urteil wahrer Literatur größere Dienste leistete als Deutschlands halber Buchhandel, und während er auch an der Erneuerung des schweizerischen Nationalgefühls maßgeblich beteiligt war, war er für die Zürcher etwas wie ein Auslug, von dem aus sie nach Europa blickten. Er selber aber wurde für dieses Europa sichtbar durch seine Idee, daß Poesie ein göttliches Himmels-geschenk sei. Von da an war er mehr als der „Vater der Jünglinge“; von da an wurde sein Haus eine Herberge, zu welcher die jüngern Dichter Deutschlands pilgerten. Im Rückblick auf die Schweizerreise des Jahres 1775 schreibt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ über diese Herberge: „Bodmer wohnte in einer Höhe über der am rechten Ufer, wo der See seine Wasser als Limmat zusammendrängt, gelegenen größeren oder alten Stadt; diese durchkreuzten wir und erstiegen zuletzt auf immer steileren Pfaden die Höhe hinter den Wällen, wo sich zwischen den Festungswerken und der alten Stadtmauer gar anmutig eine Vorstadt, teils in aneinandergeschlossenen, teils einzelnen Häusern halb ländlich gebildet hatte. Hier nun stand Bodmers Haus, der Aufenthalt seines ganzen Lebens, in der freisten, heitersten Umgebung, die wir bei der Schönheit und Klarheit des Tages schon vor dem Eintritt höchst vergnüglich zu überschauen hatten. — Wir priesen ihn glücklich, daß er als Dichter, der patriarchalischen Welt angehörig und doch in der Nähe der höchst gebildeten Stadt, eine wahrhaft idyllische Wohnung zeit lebens besessen und in hoher, freier Luft sich einer solchen Fernsicht

mit stetem Wohlbehagen der Augen so lange Jahre erfreut habe. Es schien ihm nicht unangenehm, daß wir eine Übersicht aus seinem Fenster zu nehmen uns ausbaten, welche denn wirklich bei heitrem Sonnenschein in der besten Jahreszeit ganz unvergleichlich erschien. Man überfah vieles von dem, was sich von der großen Stadt nach der Tiefe senkte, die kleinere Stadt über der Limmat, sowie die Fruchtbarkeit des Sihlfeldes gegen Abend. Rückwärts links einen Teil des Zürichsees mit seiner glänzend bewegten Fläche und seiner unendlichen Mannigfaltigkeit von abwechselnden Berg- und Thalufeln, Erhöhungen; — worauf man denn, geblendet von allem diesem, in der Ferne die blaue Reihe der höheren Gebirgsrücken, deren Gipfel zu benamen man sich getraute, mit größter Sehnsucht zu schauen hatte.“

In diesem Hause „Zum oberen Schönenberg“ oder „Im Berg“ hat Johann Jakob Bodmer während eines patriarchalisch langen Lebens Hof gehalten und eroberte Provinzen regiert gleich einem Fürsten. Er tat es freilich mit der Entfugung eines echten Republikaners. In der Gedächtnisrede eines Zeitgenossen „Was Bodmer seinem Zürich gewesen“ hieß es: „Hart gegen sich selbst beobachtete er die erste Regel der Weisheit, daß er sich wenige Bedürfnisse angewöhnte und die natürlichsten mit wenigem befriedigte. Weder Wein noch Kaffee noch stark Getränke kostete er jemals in seinem ganzen Leben. Seine Speisen waren nicht Fleisch oder mancherlei kostbares Gemengsel, er lebte meist von Milch und Obst. Sein Anzug, sein Gerät, seine Wohnung hatte höchstens das, was notwendig war, um eine gewisse Würde zu erhalten. Er hatte deswegen Rousseaus Schriften so lieb, weil sie den Menschen in sich selbst stark zeigten und ihn in ausharrender Abhärtung des Körpers und Entwöhnung von allen unnötigen Bedürfnissen Freiheit und Unabhängigkeit finden lassen. Daher hielt er auf der Denkungsart der alten Spartaner so viel: dem Luxus war er herzlich übel feind, er betrachtete ihn immer als ein großes Übel in Republiken, weil er den Bürger vom Bürger unterscheidet, das Herz des Pöbels täuscht, die Sittlichkeit untergräbt, den Geist eitel macht.“

Derart ungleich den absolutistischen Weltfürsten seiner Zeit, vertrat Bodmer also eine bürgerliche Gesinnung, die in eidgenössischen Landen immer die Besten geleitet hatte und erst durch die französische Revolution, im offiziellen Kult römischer Republikanertugend, als Entdeckung dem

neuen Zeitalter verbindlich gemacht wurde. Dennoch war die von Bodmer in solcher Weise verwaltete Herrschaft damals wohl die mächtigste im deutschsprachigen Gebiet. In der Krone seines Fürstentums blickte weithin sichtbar manch kostbarer Stein. Es wäre zu nennen die zwar kurzlebige, jedoch über die Grenzen des Landes hinaus berühmte Wochenschrift „Discourse der Mahlern“, die als Gründung Bodmers und seines Freundes Breitinger in den Jahren 1721 bis 1723 erschien; sie war die erste der vielen deutschen Moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts, die das Vorbild des englischen „Spectator“ nachahmten und einen ernsthaften, wenn auch oft umständlichen Bildungsidealismus bürgerlicher Art vertraten, der die Geister wecken sollte. Der Strahl eines andern Kronjuwels traf weit im Norden den jungen Klopstock und entzündete ihn zu seinem Jahrhundertepos, dem „Messias“. Dieser Strahl hieß Milton. Bodmer hatte Miltons „Verlorenes Paradies“ von seinem weitgereisten Trogener Freund, dem Arzt Laurenz Zellweger, als Geschenk erhalten. Das Gedicht wirkte als großer, heiliger, denkbar höchster religiöser Stoff mächtig auf ihn ein. Mit Hilfe eines lateinisch-englischen Wörterbuches schuf er 1723—25 jene Prosaübersetzung des Epos, die dann freilich sieben Jahre zu warten hatte, bis die Zürcher Zensur die Druckerlaubnis gewährte — denn heilige Gegenstände durften damals auch in der ernstesten Dichtung nicht unmittelbar mit Namen genannt werden. Von dieser Übersetzung bekannte Klopstock, sie habe ihm „die Seele gelöst“.

Von weitaus größerer Bedeutung aber war die neue Auffassung vom Wesen des Dichterischen, die Bodmer in seinen wichtigsten theoretischen Schriften, wie etwa 1740 in den „Critischen Abhandlungen vom Wunderbaren in der Poesie“ mitteilte. Ohne unmittelbar von der Gefühlseligkeit des Pietismus berührt zu sein, lehrte er, von Breitingers „Kritischer Dichtkunst“ unterstützt, daß das dichterische Werk dem Gefühl, der erregten Phantasie entstammen müsse, und machte dabei dem aufklärerischen Geist des Jahrhunderts nur das eine Zugeständnis, daß Dichtung auch zu belehren habe. Indem er einem irrationalen Element den Vorrang vor den verstandesgebundenen, regelhaften und erlernbaren Elementen gab, schuf Bodmer bekanntlich die Voraussetzungen für die Literaturfehde zwischen den Schweizern und den Leipzigern, d. h. Gottsched. Daß Bodmer die englische Dichtung als Vorbild hinstellte,

war lediglich eine Folgerung, die zwar den besondern Zorn des nach Frankreich blickenden Gottsched hervorrief, aber doch weit weniger wichtig als der Umstand, daß nun zum erstenmal die deutsche Dichtung Sache des Genies werden konnte, nachdem der gelehrte und in seinen müßigen Stunden silbenzählende Vielwiffer lange genug als ihr einzig würdiger Vertreter gegolten hatte. Der Streit wurde nicht auf dem Gebiet der Theorie entschieden. Es war vielmehr die neue Dichtung, die den kritischen Schriften Bodmers in den Augen der Zeitgenossen recht gab, und wenn schon hier der Hamburger Dichterkreis mit Hagedorn und der Leipziger Kreis mit Gellert, wenn schon die Gleim, Rammler und Ewald von Kleist nicht übergangen werden dürfen, so ist die Entscheidung doch einzig im Jahre 1748 von Klopstocks ersten drei Messias-Gesängen herbeigeführt worden.

Von diesen Messias-Gesängen wußte Bodmer damals, als sie die Welt überraschten, schon mancherlei. Unabhängig voneinander hatten ihm Gärtner, der Redaktor der „Bremer Beiträge“, sowie Hagedorn handschriftliche Proben aus dem Messias zur Beurteilung gesandt, und Bodmer hatte sofort erkannt, daß das „Wunderbare in der Poesie“ hier verwirklicht war, daß der Geist Miltons einen jungen Dichter der Gegenwart geleitet und wohl an die Unsterblichkeit herangeführt hatte. Froh, sich in solcher Weise bestätigt zu sehen, schrieb er damals: „Wissen Sie auch schon, was für einen hohen Ruhm der Himmel der deutschen Muse zugedacht hat? Sie soll ein episches Gedicht im Geschmacke des ‚Verlorenen Paradieses‘ und einen Poeten hervorbringen, der einen gleichen Schwung mit Milton nehmen wird. Dieser soll keine geringere Handlung zu besingen wagen als das Werk der Erlösung. Die Stunden sind schon vorhanden, in welchen alle diese Dinge in Erfüllung kommen sollen. Die große Seele, die sie empfangen und an das Licht bringen soll, ist wirklich mit einem Leibe bekleidet, sie arbeitet wirklich an dem großen Werke. Ich könnte Ihnen den Namen melden, der jetzt noch so dunkel und schwer auszusprechen ist, der doch in die späteste Nachwelt erschallen soll; ich könnte Ihnen den unansehnlichen Ort nennen, wo er auf seine erhabenen Verse sinnt.“

Zu gewissen Zeiten war am Bodmerschen Literaturhof eine rege diplomatische Tätigkeit wahrzunehmen. Wie einst im Zusammenhang mit den „Critischen Abhandlungen“ Sendlinge wie Joh. Casp. Hirzel

und Joh. Gg. Schultheß die Verbindungen mit den deutschen Außenposten sichern mußten und der namhafteste unter ihnen, Johann Georg Sulzer, von seiner akademischen Schlüsselstellung in Berlin aus die zürcherischen Literaturinteressen wahren konnte, so wurde nun auch für Klopstocks Sache, die ja zugleich diejenige Bodmers war, ein Feldzug der Federn eröffnet: Rezensionen und Empfehlungen wurden veranlaßt; Pfarrer Heß in Altstetten verfaßte sofort eine überschwengliche Deutung Klopstocks, Übersetzungen wurden angeregt und zum Teil an die Hand genommen. Im großen Auf und Ab fehlte nur eine Person, die Hauptperson: Klopstock.

Einigermaßen spät, nämlich ein halbes Jahr nach dem Erscheinen der ersten Messias-Gefänge, erhielt Bodmer einen ersten Brief des Dichters, einen Brief, der schon dadurch, daß er lateinisch geschrieben war, die Feierlichkeit der Begegnung betonte. Er lautet in der Übersetzung von Albert Rößler:

„Langensalza, 10. August 1748

Schon lange, mein teurer Bodmer, hätte ich an Sie geschrieben, wenn mich von diesem Vorsatz nicht immer wieder die großen Lobeserhebungen abgehalten hätten, mit denen Sie mich in einem Brief an Gärtner überschüttet haben. Sie hatten mir zu meinem Erstaunen einen Platz auf der Schwelle des Olympus eingeräumt, und ich war errötet. Der Dank, den ich schuldig war, hätte mich bezichtigt, ich hielt mich dessen für würdig, wofür ich dankte. — — Als ich halb Knabe, halb Jüngling, den Homer und Virgil las und mich schon leise über die kritischen Schriften der Sachsen ärgerte, kamen mir Ihre und Breitingers kritische Schriften in die Hände. Als ich sie einmal gelesen oder richtiger verschlungen hatte, lagen, wenn ich Homer und Virgil zur Rechten hatte, sie mir, immer zum Nachschlagen bereit, zur Linken. — Als vollends Milton, den ich ohne Ihre Übersetzung vielleicht viel zu spät kennen gelernt hätte, mir unversehens in die Hände fiel, da blies er in meinem Innern das Feuer an, das Homer schon entzündet hatte, und hob meine Seele zum Himmel und zur religiösen Dichtung empor. Wie oft habe ich damals das Bild des epischen Dichters, das Sie in Ihrem kritischen Lobgedicht entworfen hatten, unter Tränen angeschaut, wie Caesar das Bildnis Alexanders! Wie oft

bewegte das Herz mir

Bängliche Furcht und oft des Ruhms erregte Begierde!

Solches Verdienst haben Sie sich um mich erworben; doch hab ich es nur leicht angedeutet. Aber, wenn Sie wollen, bleibt Ihnen noch Größeres zu tun. Denn der Messias ist kaum begonnen. Hab ich bisher etwas gesungen, was zu Ihren Ohren dringen durfte, so werde ich in Zukunft Größeres singen.

Größeres fordert die künftige Zeit; ich erwäge

Größeres Werk im Gemüt.

Aber mir fehlt die Muße. Und da ich von gebrechlichem Körper bin und, wie ich voraussehe, nicht zu hohen Jahren kommen werde, so ist meine Hoffnung, den Messias zu vollenden, gering. Ein mühevolltes Amt wird meiner warten; und hat es mich erdrückt, wie soll ich dann den Messias würdig besingen! Mein Vaterland sorgt nicht und wird auch in Zukunft nicht für mich sorgen. — —

Ich will Sie noch, im Vertrauen auf Ihre tiefe Verschwiegenheit, in das innerste Heiligtum meines Lebens führen. Ich liebe das zärtlichste und heiligste Mädchen (dem meine dritte Ode gewidmet ist) mit dem zärtlichsten und heiligsten Gefühl. Sie hat sich mir noch nicht erklärt und wird sich mir schwerlich erklären, weil unsre Vermögensverhältnisse zu verschieden sind. Ohne sie aber gibt es für mich kein Glück. Bei Miltons Schatten und dem Ihres kleinen verewigten Sohnes, bei Ihrer hohen Gesinnung beschwöre ich Sie, lieber Bodmer: machen Sie mich glücklich, wenn Sie können! — Befreien Sie mein von der allmächtigen Liebe ergriffnes Gemüt, das sich in Oden nur andeutend, nicht völlig aussprechen konnte; befreien Sie es von seinen Sorgen, oder drücken Sie es ganz darnieder.“

Wäre das Interesse Bodmers an Klopstock ein äußerliches gewesen, ein Interesse etwa der literarischen Partei, die ihr gültigstes Argument nicht verscherzen wollte, so hätte Bodmer doch wohl kaum getan, was er nun tat. Nur aus der trunkenen Ergriffenheit, die ihn, den bald fünfzigjährigen, beim Lesen des Messias gepackt hatte, nur aus einer echten Regung der Bewunderung, des Dankes und herzlicher Anteilnahme heraus läßt sich der heilige Eifer erklären, mit dem er sich daran macht, beim „zärtlichsten und heiligsten Mädchen“ den Fürsprecher Klopstocks zu machen — weit weniger dürfte der Wunsch dabei mitgewirkt

haben, einen Teil der Verantwortung, die ihm der Brief Klopstocks überbunden hatte, auf die Spröde abzulenken: Die Verantwortung dafür, daß der Messias fortgesetzt und beendet würde. Es ist eiserne Torheit eines im damaligen Stil der Empfindsamkeit Liebenden, die ihm den Brief diktiert: „Ein ehrfurchtvoller Schauer überfällt mich, wenn ich gedenke, was für eine herrliche Rolle das Schicksal, Mademoiselle, Ihnen zugedacht hat. Sie sollen den Poet mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmut und Liebe befeelen; Sie sollen ihm einen Geschmack der Freundschaft mitteilen, die macht, daß die ewigen Seelen vor himmlischer Entzückung erzittern; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen. Dieses alles sollen Sie tun, damit sein Herz in den Vorstellungen der liebenswürdigen himmlischen Personen nicht erschöpft werde. Das ist das himmlische Vorrecht der Tugend, daß sie die Herzen der Sünglinge durch Blicke, durch süße Reden, durch kleine Gunstbezeugungen zu erhabenen Unternehmungen geschickter macht. Dadurch bekommen Sie an dem Werke der Erlösung Anteil. Die Nachwelt wird den Messias nie lesen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen, und dieser Gedanke wird jedesmal ein Segen sein. Welche Last von Glückseligkeiten ist daran gelegen, daß der Poet das große Vornehmen vollende! Wie kostbar ist sein Leben Welten, die noch nicht geboren sind! Was für eine Verantwortung liegt auf denen, die ihn durch unnötige Geschäfte, durch widrige Sorgen, durch stumme Wehmut in seinem Umgange mit der himmlischen Muse stören, die das göttliche Gedicht an seinem Wachstum verzögern.“

Das Mädchen, das Bodmer als „irdische Muse“ Klopstocks anredet, war Marie Sophie Schmidt in Langensalza, eine Base, deren Bruder, Johann Christoph, Klopstocks engster Studiengefährte war. Der Bodmersche Brief erreicht seine Bestimmung nicht. Bodmer schreibt darüber an Zellweger: „Klopstock ist ein sonderbarer Liebhaber; er hat nicht das Herz gehabt, meinen Brief an seine Geliebte derselben zuzustellen. Er schreibt Oden an sie, die ein Seraph einem Seraph schreiben dürfte, hernach hat er das Herz nicht, sie ihr zu übergeben. Er muß von einem melancholischen Temperament sein. Er hat an einen Freund eine Ode geschrieben, in welcher er sich vorstellt, daß er all seine Freunde und seine Geliebte selbst überlebt hätte: es kann kein Zustand trauriger vor-

gestellt werden. In dieser Ode sind etliche Zeilen für mich, die ich nicht für die Souveränität im Lande Appenzell geben wollte; sie lauten:

Wenn der, den ich nie sah, der dennoch ein redlicher Freund war,
Und von der Vorsicht geführt,
Mit großmütigem Herzen mein Schicksal ändert' und umschuf,
Wenn mein Bodmer auch stirbt,
Und nachweinend zum Haupt des Sohns sein denkendes Haupt legt:
Ebert, was sind wir alsdann?"

Halb Deutschland, Zürich eingeschlossen, seufzte mit Klopstock und harrte des erlösenden Wortes aus Fannys Mund. „Fanny“ war Klopstocks lyrischer Name für Sophie. Dieses erlösende Wort fiel erst nach Jahren, aber es fiel zugunsten eines Eisenacher Kaufmanns. Klopstock aber, der im Spätsommer des Jahres 1749 seiner Fanny wegen schwer erkrankte und Zeiten der Verdüsterung durchmachte, raffte sich im September zur Zusage an Bodmer auf, der ihn dreiviertel Jahre vorher und dann noch zweimal nach Zürich eingeladen hatte. Die Reise war auf den Frühling 1750 angesetzt.

Bodmer und Klopstock lebten sich von vornherein in die Zürcher Tage ein: Klopstock versichert, seine Gegenwart im Haus zum Berg werde beinahe unmerklich sein und dürfe nicht die mindeste Veränderung in den Gewohnheiten hervorbringen. Er wolle in der Stadt als ein Reisender gelten, der gekommen sei, in der Bibliothek ein Manuskript abzuschreiben, oder als sonst ein wunderlicher Mensch, der bisweilen stumm werde und sich oft beklage, daß er manchmal nicht auch taub sei, denn die Stadt werde vermutlich nicht ganz rein von Leuten sein, die man Schwäzer nenne, und deren Gesellschaft man nicht allezeit entkommen könne. Daß Klopstock derart die Bescheidenheit aufbrachte, sozusagen unerkannt in Zürich zu leben, und daß er sich der Einsamkeit und damit offenbar der Arbeit am Messias verschreiben wollte, mußte Bodmer höchlichst entzücken, der das einsame Haus zum Berg ja eigentlich deswegen bezogen hatte, um in Ruhe gelassen zu sein; besonders aber entsprach es seinen Erwartungen, daß Klopstock arbeiten wollte, denn er hatte mit der Einladung ja nichts anderes gewollt, als dem Dichter eine Gelegenheit zu geben, sein Poem zu vollenden.

Nicht anders hatte er sich den frommen Sänger gedacht. Daher mag er ordentlich betroffen gewesen sein, als er in der Fortsetzung des Brie-

ses las: „Zu einer schönen Gegend gehören bei mir zwar auch Berge und Thäler, Seen, aber viel vorzüglicher die Wohnungen der Freunde; wie weit und in welcher Situation wohnen Breitinger, Hirzel und andere um Sie her? Und noch eine Frage, die auch einigermaßen bei mir mit zur Gegend gehört: wie weit wohnen Mädchen Ihrer Bekanntschaft von Ihnen, von denen Sie glaubten, daß ich einen Umgang mit ihnen haben könnte? Das Herz der Mädchen ist eine große, weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tieffinniger Wissler sein will. Nur dürften die Mädchens“, so bemerkt Klopstock noch mit Hinblick auf Fanny, „nichts von meiner Geschichte wissen, denn sie möchten sonst vielleicht sehr ohne Ursache zu zurückhaltend sein.“

Man darf aus der Art, wie Bodmer sich das gemeinsame Wohnen und Arbeiten vorstellte, folgern, daß er einen recht großen, wenn auch nicht ausschließlichen Anteil an Klopstock für sich beanspruchte. Daß er den Dichter aber nicht nur mit Freunden wie Breitinger und Hirzel, wozu er gerne bereit war, sondern auch mit — Mädchen teilen sollte, daran hatte er ebenso wenig gedacht als in seinen Theorien der Dichtkunst etwas davon geschrieben stand, daß die Herzen der Mädchen eine große weite Aussicht der Natur seien, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein müsse. So mag Klopstocks weltkindliche Neugier Bodmer, der den „brausenden“ Vergnügungen abhold war, richtig erschreckt haben.

In einem Brief an Freund Zellweger in Trogen, den er einlädt, von seinen „Bergen“ herniederzusteigen, um „den Vergil, den Homer der jüngsten Zeit“ zu sehen, bekundet er daher seine Absicht, den Dichter von allen Vergnüglichkeiten, von Trinkgelagen, Festessen und besonders von der üppigen Zürcher Jugend fernzuhalten. Ganz für sich will er ihn haben, denn im Nebeneinander, Kammer an Kammer, wenn sie beide dichten, wird sich sein dichterisches Feuer, das im Epos „Noah“ aufflammen soll, am dichterischen Feuer Klopstocks entzünden. Mit ihm zusammen will er sein Jahrhundert in die Schranken fordern.

Während Bodmer dergestalt für den Dichter eine schöpferische Klausur vorsieht, lockt er, von der Hoffnung auf dessen befeuernde Gegenwart getragen, den Dichter mit allen Freuden, die dieser zu erwarten schien — Hauptsache war, daß er kam, daß er als Bodmers Freund kam

und als der Dichter der noch ungeborenen Messiasgefänge, deren Geist, wenn sie im Schönenberg entstanden, sich auch auf den gleichzeitig entstehenden „Noah“ übertragen sollte. In dieser Haltung eines um Geist und Freundschaft Verbundenen schrieb Bodmer sein Gedicht „Verlangen nach Klopstocks Ankunft“. Von den 118 Versen nur eine kleine Auswahl:

Wie um die Gränzen des Nordens, tief unter der Mitternacht Flügel
Lange bedeckt ein finsternes Volk sitzt,

Also dauert die Sehnsucht, o Klopstock, in unsern Gemüthern,
Girret tieffseufzend und fleht nach dem Lichte.

Komm! Offenbare die denkenden Züg' im sichtbaren Körper
Auch am Gestade der Sihl und der Limmat.

Hier sind auch Mädchen; zwar sind sie nicht Fannys, doch Schwestern
der Fanny;

Eine Fanny nur hatte die Schöpfung.

Hier ist poetischer Boden! Dieß Klima ward ehemals gewürdigt,
Sänger auf Sänger mit Kränzen zu schmücken.

Die „am Gestade der Sihl und der Limmat“ Harrenden, in deren „Gemüth die Sehnsucht tieffseufzend girret und nach dem Lichte fleht“, hätten beinahe vergeblich gewartet, da Klopstock eine Braunschweiger Lehrstelle angeboten wurde und außerdem ein Mäzen, der König von Dänemark, sich für den Dichter zu interessieren begann. Bodmer sandte Klopstock 300 Taler Reisegeld und stellte auch eine ehrenvolle Reiseskorte. Tatsächlich holten Johann Georg Sulzer, der Berliner Mathematiker und Ästhetiker aus Winterthur, einstiger Zürcher Schüler Bodmers, und Johann Georg Schultheß, seines Zeichens Theologe und vorübergehend ebenfalls Statthalter Bodmers in deutschen Landen, auf ihrer Heimreise den Dichter in seiner Vaterstadt Quedlinburg ab. Man brach am 13. Juli auf und kam am Abend des 21. in Zürich bei Bodmer an. Die Reise ging über Erfurt—Bamberg—Nürnberg—Ulm—Schaffhausen. Ihre Begebenheiten sind in einem Sammelbrief aufgezeichnet, welchen die drei Gefährten an die deutschen Freunde, die Mitglieder der Leipziger Dichtergesellschaft, richteten. Eigenartig berührt eine Brieffstelle Klopstocks: „Ich habe mir vorgenommen, unterwegs

nur sehr selten Thürme und Menschengesichter anzuschauen; und recht sehr viel an meine Freunde zu denken. Bisweilen werde ich auch meine Gedanken aufschreiben.“ Im Lauf der Reise wird er auf eine natürliche Art mittheilsamer: „Hinter Erfurt hatten die beiden Schweizer diese glückseligen Gegenden ihre ‚Alpen‘ genannt und als sie bei einer Bäuerin Milch zu essen bekamen, geglaubt, wirklich schon in ihrem Vaterlande zu sein.“ Insbesondere hat, neben dem Phänomen der Alpen, der Rheinfall den Dichter zu Aussagen herausgefordert, die seine sentimentalische Einstellung zur Natur eindeutig belegen: Klopstock schreibt dem Rheinfall gegenüber „auf einem schattigen Hügel“:

„Welch ein großer Gedanke der Schöpfung ist dieser Wasserfall! — Ich kann igt weiter davon nichts sagen, ich muß diesen großen Gedanken sehen und hören. — Sey gegrüßet, Strom, der du zwischen Hügeln herunter stäubst, und donnerst, und der, der du den Strom hoch dahin führst, sey dreimal, o Schöpfer! in deiner Herrlichkeit angebetet!

Hier im Angesicht des großen Rheinfalls, in dem Getöse seines mächtigen Brausen, auf einer holdseligen Höhe im Grase gestreckt, hier grüße ich euch, nahe und ferne Freunde, bevorab dich, du werthes Land, das mein Fuß igo betreten soll! Seyd mir tausendmal gegrüßet! — O! daß ich Alle, die ich liebe, hieher versammeln könnte, mit ihnen eines solchen Werkes der Natur recht zu genießen! Hier möchte ich mein Leben zubringen, und an dieser Stelle sterben, so schön ist sie. — Weiter kann ich davon nichts ausdrücken. Hier kann man keinen andern Gedanken und keinen Wunsch machen, als seine Freunde um sich zu haben und beständig hier zu bleiben.

Und ich sage im Namen aller dieser Freunde: Amen! Hallelujah!

— —“

Im Brief vom 25. Juli meldet Klopstock seine Ankunft in Zürich. „Ich bin schon vor etlichen Tagen hier angekommen. Ich habe schon die Freude ganz genossen, den ehrlichsten Mann das erstemahl in meinem Leben zu sehen, den ich, wenn ich sonst an ihn dachte, mir als einen entfernten, unvergleichlichen Freund vorstellen mußte, welchen ich niemahls in meinem Leben sehen würde. Die Freude, die wahre Freude ist mir diesmahl im vollen Maße zu Theil geworden. So viel wahre Menschen! die ich über dieses habe kennen gelernt, und die mich lieben!

Das Glück bezahlt mir nicht das Gold der ganzen Erde,
Wie ich es wirklich seh', daß ich geliebet werde."

Ein Bildnis Klopstocks vom Jahre 1750, der Aufschrift nach „gemahlt zu Zürich von Füssli“, zeigt einen vollwangigen jungen Mann, dessen hohe und gerade Stirn ihre gesundkräftigen Entsprechungen in einem vollen Kinn findet, in einer fleischigen, naiv lebensfrohen und neugierig kecken Nase und in einem schmalen, aber genußfrohen Mund mit vollen Lippen. So sah der Maler den Dichter Klopstock, zwei Jahre nach dem Erscheinen der drei ersten Gesänge des Messias.

Wer aber war Klopstock, als er in Zürich anlangte?

Nachdem er in Schulpforta infolge der Begegnung mit den Schriften der Zürcher und mit Miltons Epos Gottsched, Haller und das anakreontische Dichten aufgegeben hatte und „bis zur Schwermuth ernst geworden war“, war ihm eines Nachts die Idee des Messias geworden, dessen erste Gesänge dann im Frühjahr 1748 in den „Bremer Beiträgen“ erschienen. Während diese die Herzen im Sturm eroberten, war er selber, nach einer freundschafts- und liebesfeligen Leipziger Zeit, im öden Langensalza (in Thüringen) als Hauslehrer gesessen, ohne die heilige Muße zum Gedicht, die er sich (in einem Brief an Bodmer) wünscht, „um Gedanken gleich nach ihrer Entstehung, sozusagen in der ersten Hitze ihrer Jugend ausbilden“ zu können. Bodmers Einladung zu einem längeren Zürcher Aufenthalt hatte ihm nun vorläufig die Freiheit zurückgegeben. Inzwischen aber hatte jene Abgötterei mit seinem Namen begonnen, von der Joh. Ad. Schlegel schon im Oktober des Jahres 1749 sagt, sie könne nicht mehr überboten werden und es fehle weiter nichts, als noch ein tägliches Gebet an Herrn Klopstocken drucken zu lassen. Das Lob des göttlichen Dichters und seines heiligen Sängers wurde freilich noch überboten, bis schließlich ein Berufener, nämlich Herder, 1803 im Nachruf auf „Deutschlands ersten Sänger“ das Gültige sagte: „Als im Jahre 1748 die drei ersten Gesänge des Messias zuerst erschienen, war es, als ob nicht nur eine neue Sprache, sondern gleichsam eine neue Seele, ein neues Herz, eine reinere Dichtkunst gefunden sei.“

Diese Abgötterei war von Zürich ausgegangen. Bodmer mit seinem Gedicht „Verlangen nach Klopstocks Ankunft“, die Bodmerschen Freunde Johann Kaspar Heß mit seinen „Zufälligen Gedanken über das Hel-

dengedicht des Messias“, und dann, im gleichen Lager, Georg Friedrich Meier in Halle mit seiner Lobsschrift hatten nach den kräftigsten Superlativen gegriffen.

Und nun ereignete sich das Unerwartete, daß der Dichter — der Seraph, der Engel in Menschengestalt, der Unsterblichen Einer, der Herrlichste, Beste, Größte der Menschen, der heilige Poet — zum Entsetzen Bodmers, zur Freude aber der Zürcher Jungmannschaft, ein — Mensch war. Die übertriebene Tonart, die den bisherigen Briefwechsel gekennzeichnet hatte, wurde kurz nach der ersten Begegnung aufgegeben. Und zwar, wie Jakob Bächtold in seinen „Literarischen Bildern aus der Zürcher Vergangenheit“ bemerkt, zuerst von Klopstock, der, wie wir hörten, nach dem zweiten Zürcher Tag nicht mehr vom „unvergleichlichen Bodmer“, sondern nur noch „vom ehrlichsten Manne“ schreibt. Bodmer aber berichtet noch nach einigen Tagen trunken an Zellweger: „Jetzt sind die glückseligen Stunden, da der heilige Poet, der liebenswürdigste Jüngling bei mir ist, von welchem Tag ich eine neue Epoche meines Lebens anfangen werde. Ein Tag wird kommen, da er mich wieder verlassen wird; derselbe Tag wird schwarz und düster sein und schwarze Tage werden ihm folgen . . . Sie glauben nicht, in welche Bewegung hiesige Stadt durch die Anwesenheit des Poeten gesetzt ist. Jedermann will ihn sehen; jedermann flehet seine Freundschaft!“

Bodmer sollte das Bittere erleben, daß die dunkeln Tage nicht erst mit der Abreise Klopstocks, sondern schon vorher begannen. Klopstock fiel in die Hände der Zürcher Jugend, vor der Bodmer ihn hatte bewahren wollen. Sie stürmte Bodmers Klausur und warf die geplante strenge Arbeitsordnung über den Haufen. Und auch die Absonderung, die Bodmer durch Klopstocks Übersiedlung ins Altstettener Pfarrhaus zu erreichen suchte, mißlang. Denn auf den 30. Juli, einen Donnerstag, luden ihn dort die jungen Zürcher zu jener berühmten Seefahrt ein, die innerhalb des damaligen Zürcher Gesellschaftslebens eine Revolution bedeutete. Die Nachwelt ist im glücklichen Besiz zweier Berichte. Am 1. August schreibt Klopstock von Winterthur an seinen Freund und Vetter J. Ch. Schmidt ausführlich über diese Fahrt:

„Ich bin hier, Sulzer, Schultheis, Waser und Künzli zu besuchen, und die ersten beiden wieder mit zurück nach Zürich zu nehmen. Bod-

mer ist auch mit hier, und ich nehme Ihnen eine schöne Morgenstunde an Sie zu schreiben.

Ich hätte Ihnen sehr viel zu schreiben; ich will mich aber nur bey der Fahrt auf dem Zürchersee aufhalten, die mir ehegestern ungemein viel Vergnügen gemacht hat. Ich kann Ihnen sagen, ich habe mich lange nicht so ununterbrochen, so wild und so lange Zeit auf Einmal, als diesen schönen Tag gefreut. Die Gesellschaft bestand aus sechzehn Personen, halb Frauzimmer. Hier ist es Mode, daß die Mädchens die Mannspersonen ausschweifend selten sprechen und sich nur unter einander Visiten geben. Man schmeichelte mir, ich hätte das Wunder einer so außerordentlichen Gesellschaft zu Wege gebracht. Wir fuhren Morgens um fünf Uhr auf einem der größten Schiffe des Sees aus. Der See ist unvergleichlich eben, hat grünlich helles Wasser, beide Gestade bestehen aus hohen Weingebirgen, die mit Landgütern und Lusthäusern ganz voll besäet sind. Wo sich der See wendet, sieht man eine lange Reihe Alpen gegen sich, die recht in den Himmel hineingränzen. Ich habe noch niemals eine so durchgehends schöne Aussicht gesehen.

Nachdem wir eine Stunde gefahren waren, frühstückten wir auf einem Landgute dicht an dem See. Hier breitete sich die Gesellschaft weiter aus und lernte sich völlig kennen. D. Hirzels Frau, jung, mit vielsagenden blauen Augen, die Hallers Doris* unvergleichlich wehmütig singt, war die Herrin der Gesellschaft; Sie verstehen es doch, weil sie mir zugegeben war. Ich wurde ihr aber bey Zeiten untreu. Das jüngste Mädchen der Gesellschaft, die schönste unter allen, und die die schwärzesten Augen hatte, Mademoiselle Schinz, eines artigen jungen Menschen, der auch mit zugegen war, Schwester, brachte mich sehr bald zu dieser Untreue. So bald ich sie das erstemal auf Zwanzig Schritte sah, so schlug mir mein Herz schon: denn sie sah Derjenigen völlig gleich, die in ihrem zwölften Jahre zu mir sagte, daß sie ganz mein wäre. Diese Geschichte muß ich Ihnen nicht auserzählen. Ich habe dem Mädchen Dieß alles gesagt und noch viel mehr. Das Mädchen in ihrer siebenzehnjährigen Unschuld, da sie so unvermutet so viel und ihr so neue Sachen hörte, und zwar von mir hörte, vor dem sie ihr schwarzes schönes Auge mit einer so sanften und liebenswürdigen Ehrerbietung niederschlug, öfters große und unerwartete Gedanken sagte und einmal

* Hallers damals berühmtes und beliebtes Liebeslied.

in einer entzückenden Stellung und Hitze erklärte, ich sollte selbst bedenken, wie hoch Derjenige von ihr geschätzt werden müßte, der sie zuerst gelehret hätte, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen, — — — — (Ich muß hier noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde sehr viel Mäulchen* gegeben habe; die Erzählung oben möchte Ihnen sonst zu ernsthaft vorkommen).

Wir hatten zu Mittage etliche Meilen von Zürich auf einem Landhause gespeist. Wir fuhren hierauf dem See gegenüber auf eine mit einem Wald bedeckte Insel. Hier blieben wir am Längsten. Wir speisten gegen Abend an dem Ufer. Da wir abfuhren, stieg meine Untreue gegen Madam Hirzel auf den höchsten Grad; denn ich führte Mad. Schinz statt Ihrer ins Schiff. Wir stiegen unterwegs verschiedene mal aus, gingen an den Ufern spazieren und genossen den schönsten Abend ganz. Um zehn Uhr stiegen wir erst wieder in Zürich aus. — — — —“

Der zweite Bericht stammt von einem der Zürcher Teilnehmer, dem Initianten der Fahrt, Dr. Johann Kaspar Hirzel, der am 4. August an den befreundeten Dichter Ewald von Kleist vermeldet:

„Unser neun Freunde entschlossen uns, Klopstock durch eine Luftschiffahrt die Schönheiten der Gegenden am Zürchersee und zugleich die Schönheit unserer Mädchen kennen zu lehren. Jeder von uns verband sich, ein Mädchen auszusuchen, welches freundschaftlicher Empfindungen fähig wäre und die Schönheiten der Natur und des Geistes fühlte. Wir waren in der Auswahl glücklich. — Die süße Harmonie achtzehn edler Seelen machte diesen Tag zu einem der glücklichsten unseres Lebens und werth, Ihnen beschrieben zu werden. —

— — Der gesegnete Tag erschien, an welchem sich morgens um fünf Uhr die neun Freunde und, von ihnen geführt, ebenso viele Freundinnen versammelten, Alle beseelt vom gleichen Triebe, diesen Tag durch das reizendste Vergnügen merkwürdig zu machen.

Klopstock rühmte die Schönheiten unserer Gegenden . . . Doch schien unser Dichter weniger davon gerührt als von der Mannichfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die sein Scharfblick auszuspähen vorfand. — Von munteren Scherzen begleitet schlich die Vertraulichkeit sich in unsere Gesellschaft; die Mädchen waren bekannter geworden; Klopstock hatte durch seine einnehmenden Sitten und geistvollen Reden ihre allgemeine Hochachtung gewonnen, und sie wünschten alle, aus den Fragmenten zum vierten und fünften Gesang etwas von ihm zu hören. Der gefällige Klopstock entsprach dem einstimmigen Wunsche und las eine Stelle vor, die in unsere Seelen noch nie gefühlte Wehmuth senkte. . . . Dies verhinderte indessen nicht, daß wir

* Mündschi!

unsre Aufmerksamkeit nicht immer wieder auf unsern Helden sammelten, den wir stets seiner würdig fanden. Über seine Fröhlichkeit herrscht freie Vernunft wie über seinen Ernst; seiner Witz begleitet seine Reden alle, deren Seele Gefälligkeit und Freude ist. Wenn uns seine ehrwürdigen Gedichte in eine zärtliche Wehmuth versetzten, so erheiterte uns bald wieder sein aufgeweckter Geist und führte die vorige Freude zurück. — — — Klopstock, von Freude belebt, hüpfte mit seinem Mädchen durch den Wald und half meiner Doris das Lied auf Hallers ‚Doris‘ singen. Was mein Herz am meisten erfrischte, war Klopstock's Freude und der Dank, den er mir, als dem Urheber dieser Lustreise, auf die Wangen küßte.

— Klopstock sah nicht gerne den Ernst so sehr überhand nehmen. . . . Doch ließen wir von hier das Schiff eine ziemliche Strecke vorausfahren und gingen mit unsern Schönen in der kühlenden Dämmerung dem Gestade nach, Klopstock erblickte von ungefähr eine kleine Insel; diese besetzten wir; fünf Freunde mit ihren Mädchen nahmen den ganzen Raum ein. Hier endlich eroberte Klopstock vom sprödesten der Mädchen einen Kuß, und wir eroberten auch Küsse. Denn wie wollten sie sich retten, die guten Mädchen, ohne die zarten Füße zu benezen? . . . Mich befiel eine Traurigkeit über das Hinschwinden dieses Tages. ‚Ach‘, rief ich, ‚ach, daß wir so der Ewigkeit zufahren könnten!‘ — Klopstock fand diesen Wunsch zu ausschweifend, wünschte sich für einmal nur eine Ewigkeit von vier Tagen. . . .“

Bodmer, der die Einladung zur Seefahrt abgelehnt hatte, holte am Tage darauf zum Gegenschlag aus, indem er Klopstock nach Winterthur entführte; er hoffte wahrscheinlich, daß Klopstock im Kreise älterer Verehrer wieder mehr seines hohen Berufes gedenke. Doch war ihr dortiges Tun, wie er selbst, wider Erwarten aufgetaut, zugab: „scherzen, erzählen, lachen, trinken; der Noah allein trinkt Wasser, der poetische Messias trinkt wie einer aus den Tagen der Patriarchen. Er verleugnet den Menschen allein in der Göttlichkeit seines Gedichtes, wovon er uns täglich Fragmente vorliest.“ Während der zehn Tage im Kreise der Sulzer, Schultheß, Breitingen, Heß, Künzli und Waser dichtet Klopstock die Oden „An Bodmer“ und „Der Zürchersee“.

Wenn schon die erste Bodmers Beifall gar nicht fand, weil sie bei Nennung seines Namens aufhört, so war die Zürichsee-Ode erst recht nicht dazu angetan, ihn zu gewinnen. Ihre persönlichen Anspielungen galten Hirzel und seiner Frau, galten der Anna Schinz, nach damaligem Brauch Schinzinn genannt, deren Namen er später durch „Fanny“ ersetzte, aber nicht ihm. — Überdies hatte Klopstock beide Oden in Zürich drucken lassen, ohne Bodmer ein Wort davon zu sagen. Die zweite lautet in der ursprünglichen Gestalt:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch Einmal denkt.

Von der schimmernden See weinvollem Ufer her,
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Kom im röthenden Strale
Auf den Flügeln der Abendluft,

Kom und lehre mein Lied jugendlich heiter seyn,
Süße Freude, wie du! Gleich dem aufwallenden
Vollen Sauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Schinzinn gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürch im sicheren Thal freye Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbegeflohn.

Ikt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh,
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterin.

Hallers Doris sang uns, selber des Liedes werth,
Hirzels Daphne, den Kleist zärtlich wie Gleimen liebt;
Und wir Jünglinge sangen,
Und empfanden wie Hagedorn.

Ikt empfing uns die Au in die beschattenden
Röhlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt;
Da, da kamst du, o Freude!
Ganz in vollem Maß über uns.

Göttin Freude, du selbst, Dich, dich empfanden wir!
Ja, du warst es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!

Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Seufzer
Und ins Herze der Mädchen gießt.

Durch dich wird das Gefühl jauchzender, durch dich steigt
Jede blühende Brust schöner, und bebender,
Durch dich reden die Lippen
Der verstummenden Liebe laut!

Liebtlich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Wenn er sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher
Von der thauenden Ros' umkränzt;

Wenn er dringt bis ans Herz, und zu Entschließungen,
Die der Säuser verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was des Weisen nicht würdig ist.

Reizend klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth!

Durch der Lieder Gewalt, bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch seyn; mit der Entzückung Ton
Oft beym Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

Da ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen ins sanfte Herz,
Ist, beym Himmel! nicht wenig!
Ist des Schweißes der Edlen werth!

Aber süßer ist's noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu seyn!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenktem Blick
Auf die silbernen Wellen,
That mein Herze den frommen Wunsch:

Möchtet ihr auch hier seyn, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schooß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand;

O so wollten wir hier Hütten der Freundschaft baun!
Ewig wohnten wir hier, ewig! wir nannten dann
Jenen Schattenwald Tempe,*
Diese Thäler, Elysium.

Es ist ein Merkmal der schon weit fortgeschrittenen Verstimmung Bodmers, daß er die Schönheit dieser Ode verkannte, die an hymnischer Kraft im Werke Klopstocks nicht ihresgleichen hat. Bächtold gibt von den Tagen, die der Rückkehr aus Winterthur folgen und die Gegensätze zwischen Bodmer und Klopstock, zwischen Erwartung und Wirklichkeit, deutlich werden lassen, ein farbiges Bild:

„Hier feurige Jugend, dort philisterhaftes Alter. Klopstock nicht der fleißige, stille, melancholische Jüngling, den Bodmer aus den Briefen erschaut hatte, und Bodmer im persönlichen Umgang auch nicht der stürmische Enthusiast, auf den Klopstock gefaßt war, vielmehr ein recht nüchterner, immer über den Büchern sitzender, eigenwilliger und selbstbewußter alter Herr. Klopstock keineswegs gewillt, Heuschrecken und wilden Honig zu essen, noch weniger geneigt, sich gängeln zu lassen, vielmehr selbständig, bewußt, stolz. Bodmer in Trauer über den verschwundenen Heiligenschein, den er voreilig einem Unbekannten ums Haupt gelegt, beleidigt, daß der Jüngling sich nicht seiner Führung ergab, vollends aber untröstlich über die gänzliche Stockung des großen Gedichts, aufgebracht darüber, daß Klopstock in den Vorträgen aus Bodmers „Noah“ gähnte und stumm blieb. Die Jugend hatte sich gleich in den ersten Tagen gefunden, man trinkt, liebt und küßt; der gefallene Abbadonna** tollt zu Wasser und Land herum; auf der Limmat übt

* Tempe, das Tal des griechischen Flusses Peneios, berühmt wegen seiner Schönheit.

** Ein abgefallener Engel im „Messias“.

er sich im Rudern, auf dem Münsterplatz macht er allerhand Reiterkünste. Mit seinen Freunden schwärmt er studentenmäßig herum, lehrt sie Trinklieder oder debütierte in inttem Kreise mit Taschenspielerkünsten und verschlang Glasstücke und Kohle.“

Man erinnert sich anlässlich solcher Kraftmeiereien, daß Klopstock im ersten Brief an Bodmer schrieb, er sei von gebrechlichem Körper und werde voraussichtlich nicht zu hohen Jahren kommen. Nun weiß man freilich, daß der Knabe Klopstock mit Geschwistern und Freunden waghalsige Streiche verübt hat, daß er sich Stieren an den Schwanz gehängt und sie mit Stacheln gereizt hat, bis die Tiere ihre Peiniger in wildem Wirbel herumschleuderten. Wenn man noch des Schwimmers und Eisläufers gedenkt, erhält das Porträt, das Füßli auf den Wunsch vieler Freunde gemalt haben soll, seine Bestätigung.

Der enttäuschte Bodmer kam schließlich auf die Geldangelegenheit zu sprechen. Klopstock hatte die 300 Taler als Darlehen erbeten, Bodmer aber eine Rückzahlung, nach eigener Aussage, erst am jüngsten Tag erwartet, worauf Klopstock an seinen Freund Ebert schrieb: „Bodmer hat mir 300 Th. geschickt und ich soll sie als ein Geschenk annehmen.“ Nun verlangte Bodmer eine Quittung. Darüber kam es zum Bruch. In den ersten Septembertagen siedelte Klopstock zu Hartmann Rahn ins Niederdorf über.

Am 5. September schrieb Bodmer an Zellweger einen schmerzlich bitteren Brief, der ein großes Sündenregister Klopstocks enthält. In seiner Verbitterung forderte der beiseitegeschobene Bodmer von Klopstock das Reisegeld zurück, der es ihm von Altstetten aus am 19. September mit einem Billet sandte: „Ich restituire Ihnen hiemit in natura die 58 span. Dopples nebst Interesse vom 12. IV.—19. Sept. à 4 %.“ Vermutlich hat ihm Rahn oder Heß die Summe geliehen.

Wenige Tage später schrieb Bodmer nach einem Versöhnungsversuch, den Heß unternahm: „Ich könnte zwar wünschen, daß er niemals nach Zürich gekommen wäre, weil wir dann die süße Illusion von seiner Freundschaft und Größe länger behalten hätten. Doch glaube ich, er hätte sich an allen Orten verraten. Ich habe viel Verdruß und wenig Freude an ihm gehabt.“

Bald nach der Übersiedlung zu Rahn hatte Klopstock durch Vermittlung der Minister Bernstorff und Moltke von König Friedrich V.

von Dänemark ein Jahresgehalt von vorläufig 400 Th. bewilligt erhalten, damit er frei von Sorgen sein großes Gedicht beenden könne. Klopstock schreibt darüber an Sophie Schmidt: „Ich habe bisher zweien Freunde gefunden, den König von Dänemark und einen hiesigen jungen Kaufmann, den ich über den König setze.“ Im Hause dieses Hartmann Rahn setzte Klopstock seine Arbeit am 4. und 5. Gesang des Messias fort — auch Stellen des Weltgerichtes (die in den 18. und 19. Gesang eingereiht wurden) sind hier in Zürich entstanden. Klopstock verfaßte damals auch eine lange Selbstverteidigung und zugleich eine Anklageschrift gegen Bodmer, die Breitinger freilich nicht an Bodmer weiterleitete, und gab schließlich dem Drängen des Berliner Hofpredigers Sack nach, der zur Versöhnung aufforderte. Es war Breitinger, der nach einer derben Strafpredigt vermittelte, worauf Bodmer die Antwort gab, es werde ihm sehr lieb sein, wenn „der stille gottselige Messiasdichter“ ihn besuchen wolle. Aber erst acht Tage vor der Abreise ging Klopstock in den Schönenberg. Bodmer schreibt darüber an Zellweger: „Als er zu mir kam, umarmte ich ihn, ohne ein Wort zu sagen und führte ihn in mein Zimmer. Dann sagte ich, mir wäre lieb, sehr lieb, daß ich ihn nach so langer Abwesenheit wieder sähe, ich wollte mir sein lassen, er käme zum allerersten. Er brummte auch etliche Worte, die ich nicht verstund. Wir fielen bald auf poetische Sachen. Er las mir die Ode auf den König von Dänemark, die vortrefflich ist.“

In der letzten Woche sahen sich Bodmer und Klopstock noch dreimal. Klopstock las Bodmer und dessen Frau ein Stück der Messiasode, das er den Winter über verfaßt; ja Bodmer ging sogar zu den ihm unsympathischen Rahns hinab, um Klopstock am Tag vor der Abreise einen Gegenbesuch zu machen.

„Ich küßte Klopstock zweimal und aus Wohlstand Herrn Rahn und Keller einmal. Herr Klopstock begleitete mich nach Haus, damit er von meiner Frau Abschied nähme. Er blieb $\frac{3}{4}$ Std. bei uns, sehr gut und liebevoll. Der Abschied geschah mit vieler Zärtlichkeit. Ich begleitete ihn an der Hand bis zu dem Gatter an der Landstraße und blieb stehen, bis ich ihn nicht mehr sehen konnte. Er selbst sah vielmal zurück und rief von weitem noch das Lebewohl. Er versprach mir mit seinen letzten Reden, daß er mir von Lübeck schreiben wollte. Das Herz ward mir sehr groß. Ich empfand stark, daß man eine Person lieben kann, wenn

man gleich mit ihren Sitten Ursache hat, unzufrieden zu sein. . . . Ich weiß jetzt, wie es einem Vater zu Mut ist, der einen geliebten und geschickten, aber nicht stark wiederliebenden und etwas ausschweifenden Sohn hat. Nun habe ich ihn in Frieden weggehen lassen, so viel an mir stund. Im Frieden war er auch gekommen. Es war ein schöner Morgen und ein ziemlich schöner Abend; aber die mittleren Stunden Sturm und Ungewitter, oder eine fürchterliche Stille. Ich kann schier nicht von ihm aufhören."

Es gäbe noch vieles zu vermelden. Daß Bodmer und Klopstock einander nicht aus den Augen verloren, daß Klopstock 1773 den erst jetzt vollendeten Messias an Bodmer und an den Rat der Zweihundert zu Zürich sandte, daß er betont, seine Liebe zur Schweiz währe fort, daß Rahm die Schwester Klopstocks heiratete und daß seine Tochter Johanna Maria die Gattin Fichtes wurde.

Doch scheint mir, die Abschiedshaltung Bodmers gebiete ehrfürchtiges Schweigen. Aus dem ergreifenden Bericht über die letzte Begegnung mit Klopstock redet weder der beleidigte Ehrgeiz noch die Rücksicht auf die Öffentlichkeit: Es ist die reine Sprache des Herzens, und an ihr kann man ermessen, daß Bodmer Klopstock wie einen Sohn geliebt hat. Mit Klopstock ging das Licht aus Bodmers Leben. Das Epos „Noah“ wurde zur Farce wie alle dichterischen Bemühungen des Alters, das damals begann. Schmerzlich lebendig ragt in diese Ode allein das warme menschliche Wort des Abschieds, rein in Verzicht und Einsicht, groß im Willen zum Leiden und im mannhaften Eingeständnis der Wahrheit: „Nun habe ich ihn im Frieden weggehen lassen, so viel an mir stund“.

Mitteilung

Um den Vortrag über Klopstocks Besuch nicht allzu stark kürzen oder dann auf zwei Hefte verteilen zu müssen, geben wir ihn in dieser anderthalb Bogen starken Doppelnummer heraus. Heft 9 erscheint Mitte September.